

## Unterwegs zur Wissensgemeinschaft

*Allzeit zuhanden* – der Titel des vorliegenden Bandes ist selbstverständlich eine Anspielung auf Heideggers Begriff „Zuhandenheit“. Die Dinge, die uns dienlich und handlich umgeben, die uns im „gebrauchend-hantierenden Umgang“ begegnen – Heidegger nennt sie das „Zeug“ – sind „zuhanden“. <sup>1</sup> Zuhandenheit bedeutet unauffällige Brauchbarkeit; das Zeug fällt erst auf – etwa ein beschädigtes Werkzeug –, wenn es nicht mehr „handlich“ oder gar überhaupt nicht „zur Hand ist“. <sup>2</sup> Handys sind zunehmend zuhanden – daß indessen Heidegger am Mobiltelefon Gefallen gefunden hätte, ist kaum anzunehmen. <sup>3</sup> Denn einerseits ist das mobile Gerät eine hochtechnisierte Maschine, und Heidegger stellt Werkzeug und Handwerk Maschine und Technik gegenüber. Bekannt sind seine Bedenken sogar gegen die Schreibmaschine, die „noch nicht einmal eine Maschine im strengen Sinne der Maschinenteknik ist, sondern ein ‘Zwischending’ zwischen einem Werkzeug und der Maschine, ein Mechanismus“. Wort, Schrift und Hand, betont Heidegger, stehen in einem „ursprünglichen Wesenszusammenhang“, der von der „Schreibmaschine verhüllt“ wird. <sup>4</sup> Andererseits hat er wenig übrig für Mobilität, insbesondere für den sich dem technischen Zeitalter anpassenden mobilen Wissenschaftler. „Der Gelehrte verschwindet“, schreibt Heidegger. „Er wird abgelöst durch den Forscher... Der Forscher braucht zu Hause keine Bibliothek mehr. Er ist überdies ständig unterwegs. Er verhandelt auf Tagungen und unterrichtet sich auf Kongressen.“ <sup>5</sup>

Dabei müßte das Mobiltelefon dem Geiste der Heideggerschen Romantik nicht unbedingt widersprechen. Denn das Handy ist nicht nur die er-

---

<sup>1</sup> Martin Heidegger, *Sein und Zeit* (1927), Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1967, S. 68 f.

<sup>2</sup> Ebd., S. 73.

<sup>3</sup> Tiefschürfender und ausführlicher, als es mir hier möglich ist, wird das Thema von Alexander Roesler behandelt in seinem glänzenden Aufsatz „Das Telefon in der Philosophie: Sokrates, Heidegger, Derrida“, in Stefan Münker und Alexander Roesler (Hrsg.), *Telefonbuch: Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000.

<sup>4</sup> Martin Heidegger, *Parmenides*, Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann, 1982, S. 127 und 125 f.

<sup>5</sup> Martin Heidegger, „Die Zeit des Weltbildes“ (1938), in Heidegger, *Holzwege*, Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann, 1980, S. 83.

folgreichste Maschine aller Zeiten, die sich mit beispiellosem Tempo verbreitet,<sup>6</sup> sondern eine Maschine, welche ganz tiefen, uranfänglichen menschlichen Kommunikationsbedürfnissen entspricht. Das Phänomen Mobiltelefon stellt eine unübersehbare Herausforderung für die Philosophie und überhaupt für die Geisteswissenschaften dar.<sup>7</sup> In Ungarn läuft seit Anfang 2001 das interdisziplinäre Forschungsprogramm „Kommunikation im 21. Jahrhundert“, das in Zusammenarbeit mit der Telekommunikationsfirma Westel Mobil vom Forschungsinstitut für Philosophie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften geleitet wird.<sup>8</sup> Die ersten Resultate des Programms wurden 2001 in zwei Bänden veröffentlicht.<sup>9</sup> Im Mai 2002 wurde die Arbeit mit einer internationalen Konferenz in Budapest fortgeführt, die Beiträge im vorliegenden Band basieren auf den Vorträgen dieser Konferenz.

## **Kommunikation und Gemeinschaft**

Die Frühphase des Forschungsprogramms stand im Zeichen der Formel „mobile Informationsgesellschaft“. Auf unserer Website führen wir diese Wendung immer noch an, wobei wir aber allmählich erkennen müssen, daß im gegebenen Zusammenhang weder „Information“ noch „Gesellschaft“ wirklich treffende Ausdrücke sind. Denn die mobile Kommunikation weist in eine Zukunft, welche eine Fülle nicht nur von bloßer Information, sondern von Wissen verspricht, und berechtigt zu der Erwartung, daß Elemente echter Gemeinschaftlichkeit in das Leben der modernen Gesellschaft zurückgebracht werden. Den Unterschied zwischen „Gemein-

---

<sup>6</sup> Vgl. insbes. die Einleitung der Herausgeber in James E. Katz und Mark Aakhus (Hrsg.), *Perpetual Contact: Mobile Communication, Private Talk, Public Performance*, Cambridge: Cambridge University Press, 2002, S. 2–6.

<sup>7</sup> Erste Antworten auf diese Herausforderungen liefern, außer dem maßgebenden Band von Katz und Aakhus (Hrsg.), das oben erwähnte Essay von Roesler; ferner James E. Katz, *Connections: Social and Cultural Studies of the Telephone in American Life*, New Brunswick, NJ: Transaction Publishers, 1999; Timo Kopomaa, *The City in Your Pocket: Birth of the Mobile Information Society*, Helsinki: Gaudeamus, 2000; Barry Brown, Nicola Green und Richard Harper (Hrsg.), *Wireless World: Social and Interactional Aspects of the Mobile Age*, London: Springer, 2002.

<sup>8</sup> Eine regelmäßig auf den neusten Stand gebrachte Übersicht des Programms bietet die Website <http://21st.century.phil-inst.hu>. Von hier aus ist auch eine On-line-Bibliothek zum Thema mobile Kommunikation zu erreichen.

<sup>9</sup> Siehe Kristóf Nyíri (Hrsg.), *Mobil információs társadalom. Tanulmányok* [Die mobile Informationsgesellschaft. Essays], Budapest: MTA Filozófiai Kutatóintézet, 2001, und Kristóf Nyíri (Hrsg.), *A 21. századi kommunikáció új útjai. Tanulmányok* [Neue Wege der Kommunikation im 21. Jahrhundert. Essays], Budapest: MTA Filozófiai Kutatóintézet, 2001.

schaft“ und „Gesellschaft“, der dem deutschen Sprachgefühl zweifellos gegenwärtig ist, hat bekanntlich Tönnies gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einer theoretisch-begrifflichen Gegenüberstellung herauskristallisiert.<sup>10</sup> Gemeinschaft bedeutet laut Tönnies „reale“, „organische“, *dauernde* Verbindungen. Während die Mitglieder der Gesellschaft „getrennt bleiben trotz aller Verbundenheiten“, bleiben die Mitglieder einer Gemeinschaft „verbunden ... trotz aller Trennungen“. Wie Tönnies freilich festhält, ist „Gemeinschaft ... alt, Gesellschaft neu, als Sache und Namen“;<sup>11</sup> was in der jüngsten Literatur über mobile Telefonie auffällt, ist indessen eben die Beobachtung, daß die ständige kommunikative Verbundenheit eine Art Rückkehr zu den lebendigen persönlichen Wechselwirkungen früherer Gemeinschaften darstellt.<sup>12</sup> Im vorliegenden Band setzt sich Nicola Green mit dem Tönniesschen Gemeinschaftsbegriff auseinander. Green plädiert für eine neue Auffassung von Gemeinschaften, in welcher die Bedeutung der Örtlichkeit zurücktritt hinter *symbolischen Prozessen*, vor allem dem reziproken Aushandeln von *Vertrauensbeziehungen*. Der Begriff des Vertrauens steht auch im Mittelpunkt von Péter Gedeons Aufsatz zu Fragen der mobilen Marktwirtschaft, dem ersten Beitrag des Bandes.

Eine grundlegende Einsicht der deutschen romantischen Sprachphilosophie fortführend, macht sich Tönnies die Auffassung zueigen, daß der Träger des menschlichen Denkens nicht so sehr das individuelle Bewußtsein als

---

<sup>10</sup> Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, 1887.

<sup>11</sup> *Gemeinschaft und Gesellschaft*, S. 3 f. und 34, hier zitiert nach dem Neudruck von 1979 (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft), welchem die achte Auflage von 1935 zugrunde liegt.

<sup>12</sup> Dies ist ja die Botschaft der Wendung „immerwährender Kontakt“ in Katz und Aakhus (Hrsg.), *Perpetual Contact*. Die „Soziallogik“, ja die „Ontologie“ des immerwährenden Kontakts erfährt hier – übrigens nicht ohne einen Seitenblick auf Heidegger – eine besonders gedankenreiche Analyse (a. a. O., S. 305–309) im abschließenden Aufsatz der Herausgeber, „Conclusion: Making Meaning of Mobiles – a Theory of *Apparatgeist*“. Claude S. Fischer führt bereits in bezug auf das Festnetztelefon Argumente gegen jene These an, zufolge welcher „the telephone is yet another of modernity’s blows against local *Gemeinschaft*, the close community“ (Fischer, *America Calling: A Social History of the Telephone to 1940*, Berkeley: University of California Press, 1994, S. 25). Barry Wellman vertritt in einer Reihe von Veröffentlichungen die These, daß sich durch das Internet und insbes. durch das Mobiltelefon der *Charakter* von Gemeinschaften ändert: „from door-to-door and place-to-place communities to person-to-person and role-to-role communities... ... mobile phones afford a fundamental liberation from place... Their use shifts community ties from linking people-in-places to linking people wherever they are.“ (Barry Wellman, „Physical Place and CyberPlace“, *International Journal of Urban and Regional Research*, 25, 2001.)

vielmehr die *gemeinschaftliche Kommunikation* ist. „Das mentale Leben“, schreibt er, „ist ausgezeichnet als Mitteilung, d. i. Wirkung auf gleichartige Wesen durch Zeichen, daher insbesondere Gebrauch der vokalen Organe zur Aussprache von Worten; und hieraus entwickelt sich die Mitteilung an sich selber durch lautes oder stummes Reden, d. i. Denken.“<sup>13</sup> Im einleitenden Kapitel „Theorie der Gemeinschaft“ hebt Tönnies hervor, daß Sprache „in Gebärden und Lauten sich mitteilender ... Ausdruck“, und kein „Mittel“ sei, um sich „verständlich zu *machen*“, sondern „sie selber ist lebendige Verständnis“.<sup>14</sup> Dieselbe Einsicht spielt ja bekanntlich auch bei Heidegger eine Hauptrolle, für den „Verständnis“ und „Mitsein“ voneinander getrennt nicht denkbar sind. „Aussagende ‘Mitteilung’, die Benachrichtigung zum Beispiel“, heißt es im berühmten § 34 von *Sein und Zeit*, „ist ein Sonderfall der existenzial grundsätzlich gefaßten Mitteilung. In dieser konstituiert sich die Artikulation des verstehenden Miteinanderseins. ... Mitteilung ist nie so etwas wie ein Transport von Erlebnissen ... aus dem Inneren des einen Subjekts in das Innere des anderen.“

Die Behauptung, daß das soziale Leben durch die Kommunikation nicht nur aufrechterhalten, sondern geradezu konstituiert wird, hatte schon der amerikanische Philosoph John Dewey formuliert. Seine oft angeführten Zeilen lauten:

Gesellschaft existiert nicht nur *durch* Übermittlung, *durch* Kommunikation; sondern man kann von ihr sagen, daß sie *in* der Übermittlung selbst, *in* der Kommunikation selbst existiert. Es besteht mehr als eine Wortverbindung zwischen den Wörtern *common*, „etwas gemein haben“, *community*, „Gemeinschaft“, und „Kommunikation“. Menschen leben in Gemeinschaften aufgrund der Dinge, die ihnen gemein sind; und Kommunikation ist der Weg, durch den sie dazu gelangen, Dinge gemein zu haben.<sup>15</sup>

Deweys Behauptung wird durch evolutionspsychologische Forschungen heute durchaus bestätigt. Robin Dunbars Aufsatz im vorliegenden Band vertritt die These, daß die Sprache entstand, um die soziale Kohäsion innerhalb von Primatengruppen zu sichern, als diese Gruppen jene Größe erreichten, bei welcher die Mittel präverbaler gegenseitiger Zuwendung zu

---

<sup>13</sup> A. a. O., S. 77.

<sup>14</sup> Ebd., S. 17. Zu der Form *die Verständnis* vgl. Osman Nabil (Hrsg.), *Kleines Lexikon untergegangener Wörter*, 11. Aufl., München: C. H. Beck, 1999, S. 155 f. – Für wertvolle terminologisch-philosophische Hinweise, die auch der Endfassung gegenwärtiger Einleitung zugute kamen, bin ich meinem Kollegen Herrn Dr. Tamás Tóth (Forschungsinstitut für Philosophie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Szent-István Universität Gödöllő) sehr verbunden.

<sup>15</sup> John Dewey, *Democracy and Education*, New York: Macmillan Co., 1915, S. 4.

diesem Zweck nicht mehr ausreichen konnten. Aber auch das Potential der verbalen – und also auch der digital-vernetzten – Kommunikation ermöglicht es nicht, meint Dunbar, die Anzahl von Personen, mit denen man kognitiv überschaubare Beziehungen pflegen kann, wesentlich zu erhöhen. An Dunbars These knüpft der Aufsatz von Klára Sándor an. Die Sprache schafft soziale Kohäsion und Gruppenidentität; sprachliche Unterschiede dienen der Differenzierung verschiedener Gruppen von einander. Mit dem zunehmenden Einfluß der *Schriftlichkeit* zeigt sich hier indessen eine Funktionsstörung: Die Schriftsprache tritt als die „richtige“ Sprache gegenüber den nur gesprochenen Dialekten auf. Die neuen Kommunikationstechnologien – das Aufkommen der sogenannten sekundären Mündlichkeit,<sup>16</sup> insbesondere in der Gestalt der mobilen Telefonie – versprechen nun, jene Störung wieder zu heilen.

Wir haben hier Anlaß, nochmals auf Heidegger hinzuweisen. Denn Heidegger war – übrigens genau wie Wittgenstein – ein Philosoph der sekundären Mündlichkeit.<sup>17</sup> Sprache ist für Heidegger immer *Rede*; der Mensch wird ursprünglich von der lautenden Sprache umgeben. „Das Hören“, schreibt Heidegger, „ist für das Reden konstitutiv. Und wie die sprachliche Verlautbarung in der Rede gründet, so das akustische Vernehmen im Hören.“ Die Sprache ist „Tonfall“, „Modulation“, „Tempo der Rede“.<sup>18</sup> Diese Auffassung geht mindestens auf Rousseau und Herder zurück – und erhält eine besonders beeindruckende Formulierung bei Richard Wagner, in seinem berühmten Essay „Beethoven“, veröffentlicht 1870. „Wollen wir uns ein wahres Paradies von Produktivität des menschlichen Geistes vorstellen“, meinte hier Wagner,

so haben wir uns in die Zeiten vor der Erfindung der *Schrift* und ihrer Aufzeichnung auf Pergament oder Papier zu versetzen. Wir müssen finden, daß hier das ganze Kulturleben geboren worden ist... Hier war denn auch die *Poesie* nichts anderes als wirkliche Erfindung von Mythen... Die Befähigung hierzu sehen wir jedem edel gearteten Volke zu eigen, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Gebrauch der Schrift zu ihm gelangt. Von da ab schwindet

---

<sup>16</sup> Der Ausdruck „secondary orality“ wurde von Walter J. Ong geprägt, auf dessen Werk ich weiter unten noch zurückkomme.

<sup>17</sup> Vgl. meine Aufsätze „Heidegger and Wittgenstein“ (in J. C. Nyíri, *Tradition and Individuality: Essays*, Dordrecht: Kluwer, 1992) und „Wittgenstein as a Philosopher of Secondary Orality“, *Grazer Philosophische Studien* 52 (1996/97), auch digital zugänglich: <http://www.uniworld.hu/nyiri/gps97/gps.htm>.

<sup>18</sup> Heidegger, *Sein und Zeit*, S. 162 f.

ihm die poetische Kraft; die bisher wie im steten Naturentwicklungsprozeß lebendig sich gestaltende Sprache verfällt in den Kristallisationsprozeß und erstarrt...<sup>19</sup>

Ähnlich dachte bekanntlich Nietzsche. „Der Deutsche liest nicht laut, nicht für's Ohr“, heißt es an einer oft zitierten Stelle aus *Jenseits von Gut und Böse*,

sondern bloss mit den Augen... Der antike Mensch las, wenn er las – es geschah selten genug – sich selbst etwas vor, und zwar mit lauter Stimme... Mit lauter Stimme: das will sagen, mit all den Schwellungen, Biegungen, Umschlägen des Tons und Wechseln des Tempo's, an denen die antike öffentliche Welt ihre Freude hatte. Damals waren die Gesetze des Schrift-Stils die selben, wie die des Rede-Stils.<sup>20</sup>

Nietzsche, der sehr schwache Augen hatte und allmählich fast erblindete, war notgedrungen sehr hellhörig, wenn es um die Tücken der verschriftlichten Sprache ging. Bald erlaubte ihm seine Kurzsichtigkeit nur noch das Niederschreiben kurzer Aphorismen, die er vorher laut zu formulieren und im Gedächtnis zu behalten versuchte. Nietzsche spricht von seinem „verwünschten Telegrammenstil“<sup>21</sup>, er haßt die Verkürzung und Verflachung der Schriftsprache durch das Telegramm, wobei er aber in der Möglichkeit, daß das Aufkommen einer telegrafiebedingten Kultur der Anfang vom Ende des Zeitalters des Buches sein könnte, ganz klar auch etwas Befreiendes erblickt. Für die von der Schriftsprache getragene Logik und Begrifflichkeit hat Nietzsche wenig übrig – eine Einstellung, die ja im kommunikationsphilosophischen Diskurs heute fast überwiegt und mit der sich im vorliegenden Band Wolfgang Coy eingehend auseinandersetzt.

Die alltägliche Kommunikation war zu Nietzsches Zeiten in der Tat bereits stark von der Telegrafie abhängig – Anfang der 1870er Jahre gab es kaum mehr eine Großstadt, die nicht verkabelt war. Und die Erfindung des Telegrafen hat bekanntlich geradezu chiliastische Hoffnungen erweckt. Samuel Morse selbst eröffnete 1844 zwischen Baltimore und Washington

---

<sup>19</sup> Richard Wagner, *Schriften*, hrsg. von W. Golther, Berlin: Deutsches Verlagshaus, o. J., Bd. 9, S. 115 f.

<sup>20</sup> Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, § 247. – Bereits in seinen Baseler Vorlesungen entwickelte Nietzsche den durchaus unzeitgemäßen Begriff einer *nicht-literarischen Bildung*, siehe insbes. das Kolleg „Geschichte der griechischen Litteratur“ im Wintersemester 1874/75: *Nietzsche's Werke*, Leipzig: Alfred Kröner, Bd. XVIII: *Philologica*. Zweiter Band. *Unveröffentlichtes zur Litteraturgeschichte, Rhetorik und Rhythmik*, 1912.

<sup>21</sup> Brief an Köselitz, 5. Nov. 1879.

die erste Telegrafienleitung mit der biblischen Frage *What hath God wrought?*, „Was hat Gott getan?“ (Num 23, 23) – oder auch „welche Wunder Gott tut“, in der glücklichen Übersetzung der Standardausgabe der Lutherbibel. Eine Erfindung solcher Tragweite, wollte Morse offenbar andeuten, muß geradezu Gottes Fügung sein. Bald dürfte, schrieb er, die ganze Oberfläche Amerikas gleichsam mit *Nerven* durchwoben sein, welche mit Gedankengeschwindigkeit ein Wissen von allem, was im Lande vor sich geht, verbreiten und in der Tat eine einzige *Nachbarschaft* schaffen würden. Unzählige Kommentare seiner Landsleute sprachen von der Verheißung der nunmehr im Entstehen begriffenen Einheit von Interessen, der Menschheit als einer eins werdenden Seele und des weltweiten Sieges des Christentums. Man erwartete universellen Frieden und universelle Harmonie.<sup>22</sup> Hoffnungen – und Enttäuschungen –, die bis unsere Gegenwart wirken. Ihre Hintergründe und heutigen Abwandlungen werden in diesem Band vor allem von Péter György beschrieben.

Auf die Verbreitung des Telegrafen folgte die des Telefons ab der 1880er, des Rundfunks ab der 1920er und des Fernsehens ab der 1940er Jahre – Ereignisse, die die Bedeutung unmittelbarer Kommunikation beziehungsweise persönlicher Präsenz freilich zutiefst verändert haben, und deren gegenwärtige Problematik im vorliegenden Band von Herbert Hrachovec tieferschürfend analysiert wird.<sup>23</sup> Das damalige zeitgenössische, im weiten Sinne philosophische, jene Ereignisse rezipierende Denken nimmt, um die Jahrhundertwende, mit Dewey und seinem Kreis seinen Anfang. Von Deweys Student Charles Horton Cooley stammt der Begriff *Primärgruppe*. Cooley hatte diesbezüglich eine ganz wichtige Hypothese:

---

<sup>22</sup> Vgl. insbes. Daniel J. Czitrom, *Media and the American Mind: From Morse to McLuhan*, Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1982, S. 6–12. Lehrreich ist auch Carolyn Marvin, *When Old Technologies Were New: Thinking About Electric Communication in the Late Nineteenth Century*, New York: Oxford University Press, 1988.

<sup>23</sup> Zu diesem Fragenkreis siehe auch Kenneth J. Gergen, „The challenge of absent presence“, in Katz und Aakhus (Hrsg.), *Perpetual Contact*. Das Phänomen „abwesende Gegenwart“, betont Gergen, beginnt bereits mit dem Buchdruck: „the development of print technology harbors the potential for pandemic revolution: myriad voices from far-flung locales may enter without detection at any time to challenge the cherished realities of one’s immediate community. ... In print, the absent voices are now present and, as they are absorbed, the claims of the local community are diminished.“ (A. a. O., S. 228.) Gergens Hoffnung ist, daß während die Entwicklung der Kommunikationstechnologie immer stärkere Störungen durch Eingriffe der „abwesenden Gegenwart“ in das Leben persönlicher Gemeinschaften bedeutet, mit dem Aufkommen des Telefons, insbesondere aber des Mobiltelefons (in dessen Fall „die Realitäten und Moralitäten der persönlichen Beziehungen revitalisiert werden“, ebd., S. 237), diese Tendenz eine Umkehr erfährt.

Was Gebärde und Rede für die Primärgruppe bedeuten, meinte er, würden moderne Kommunikationsmittel für die ganze Gesellschaft leisten.<sup>24</sup> Dewey war gegenüber dieser Hypothese eher skeptisch. Ihm zufolge läßt sich die persönliche Intimität der engeren Gemeinschaft kaum auf die breitere Gesellschaft übertragen: „Die ‘große Gemeinschaft’, *Great Community*, im Sinne der freien und vollständigen Interkommunikation ist vorstellbar. Aber dieselbe kann niemals all die Eigenschaften besitzen, die eine lokale Gemeinschaft ausmachen.“<sup>25</sup> Die lokale Nachbarschaft sei eben das Umfeld, meinte Dewey, in welchem sich mündliche Mitteilung und gesamtgesellschaftliche Kommunikation – er dachte damit vor allem an die gedruckte Sprache – gegenseitig ergänzen können.

Ein interessantes Zwischenspiel kommunikationsphilosophischer Reflexion ereignete sich im Wien der Nachkriegszeit. Hier veröffentlichte Robert Musil 1923 seine Spengler-Besprechung, in der er die Gegenüberstellung Kultur/Zivilisation – eine Parallele zur Gegenüberstellung Gemeinschaft/Gesellschaft – aus kommunikationstechnologischer Sicht aufzulösen versuchte. Er schrieb:

Das Wachstum der Anzahl daran beteiligter Menschen [ist] die Hauptursache des Übergangs von Kultur in Zivilisation. Es ist klar, daß hundert Millionen Menschen zu durchdringen ganz andre Aufgaben stellt als hunderttausend. Die negativen Seiten der Zivilisation hängen zum größten Teil damit zusammen, daß diesem Volumen des sozialen Körpers seine Leitfähigkeit für Einflüsse nicht mehr entspricht. ... Keine Initiative vermag den sozialen Körper auf weitere Strecken zu durchdringen und empfängt Rückwirkung von seiner Totalität. Man kann tun, was man will, Christus könnte auf die Erde wieder niedersteigen: es ist ganz ausgeschlossen, daß er zur Wirkung käme.<sup>26</sup>

In Musils Gesellschaft verkehrte zu dieser Zeit der ungarische Schriftsteller Béla Balázs, der 1924 sein einflußreiches filmtheoretisches Buch *Der sichtbare Mensch* publizierte. Und eben im Film – in der *neuen Volkskunst* – meinte Balázs jenes Medium zu erblicken, welches die durch den Buch-

---

<sup>24</sup> Ich stütze mich hier auf Czitrom, *Media and the American Mind*, S. 93 ff.

<sup>25</sup> John Dewey, *The Public and Its Problems*, hier zitiert aus Dewey, *The Later Works*, Bd. 2, hrsg. von J. A. Boydston, Carbondale: Southern Illinois University Press, 1988, S. 367.

<sup>26</sup> Musil, „Geist und Erfahrung. Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind“, in Musil, *Gesammelte Werke in neun Bänden*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1978, Bd. 8, S. 1057 f.

druck entstandene Kommunikationskluft wieder zu schließen vermag. „Die ganze Menschheit ist heute schon dabei“, schrieb Balázs, „die vielfach verlernte Sprache der Mienen und Gebärden wieder zu erlernen. ... *Der Mensch wird wieder sichtbar werden.* – ... die Gebärdensprache ist die eigentliche Muttersprache der Menschheit.“<sup>27</sup>

Balázs wurde später unter anderem von Marshall McLuhan und seinem Kreis in Toronto rezipiert. Dies war der Kreis, aus dem der große Angriff auf den gedruckten Text in den 1950er und 1960er Jahren erfolgte. 1963 wurde auch der inzwischen zum Klassiker gewordene Aufsatz „Konsequenzen der Literalität“ von Goody und Watt veröffentlicht,<sup>28</sup> und die Autoren konnten hier bereits auf die Tatsache hinweisen, daß unsere Gegenwart freilich nicht mehr vom Buchdruck, sondern in zunehmendem Maße von den neuen Kommunikationsmedien – sie erwähnen Rundfunk, Film und Fernsehen – beherrscht werde. Diese Medien, meinen Goody und Watt, zeigen nicht mehr „die abstrakte und vereinzelnende Qualität des Lesens und Schreibens“, sondern stellen vielmehr eine Wiederkehr der „direkten persönlichen Interaktion“ dar. „Es könnte sogar sein“, heißt es weiter,

daß diese neuen Kommunikationsmodi, die Bild und Ton ohne jede räumliche und zeitliche Beschränkung übermitteln, zu einer neuen Kultur führen, einer Kultur, die weniger nach innen gewandt und weniger individualistisch sein dürfte als die literale Kultur und die etwas von der relativen Homogenität der nichtliteralen Gesellschaft haben dürfte.<sup>29</sup>

McLuhan, Goody und Watt, Parry<sup>30</sup> (und die Weiterführung seiner Arbeit durch Lord<sup>31</sup>) sowie der klassische Philologe Eric Havelock<sup>32</sup> bilden schließlich den Hintergrund für das Werk des Walter J. Ong. Ong kommt das Verdienst zu, eine theoretische Synthese zwischen postliteraler, literaler und präliteraler Kommunikation geschaffen zu haben. Ong schreibt:

---

<sup>27</sup> Béla Balázs, *Schriften zum Film I-II*, Bd. I: *Der sichtbare Mensch. Kritiken und Aufsätze 1922–1926*, Budapest: Akadémiai Kiadó, 1982, S. 53.

<sup>28</sup> Jack Goody und Ian Watt, „The Consequences of Literacy“, *Comparative Studies in Society and History*, 5, Nr. 3, April 1963.

<sup>29</sup> Jack Goody (Hrsg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981, S. 97.

<sup>30</sup> Milman Parry, „Studies in the Epic Technique of Oral Verse-Making“, I–II, *Harvard Stud. in Class. Phil.*, 41 und 43, 1930 und 1932.

<sup>31</sup> Albert B. Lord, *The Singer of Tales*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 1960.

<sup>32</sup> Siehe vor allem Eric A. Havelock, *Preface to Plato*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 1963, sowie Havelock, *Schriftlichkeit: Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim: VCH Verlag, 1990.

Mit Telefon, Radio und Fernsehen und den diversen Tonbändern hat uns die elektronische Technologie ins Zeitalter der „sekundären Mündlichkeit“ gebracht. Diese neue Mündlichkeit hat verblüffende Ähnlichkeiten mit der alten hinsichtlich partizipatorischer Mystik, Hegung des Gemeinsinnes, ... [und] Konzentration auf den gegenwärtigen Augenblick... Aber dies ist eine wesentlich überlegtere und bewußtere Mündlichkeit, die permanent auf Schrift und Buchdruck angewiesen ist, welche ja auch für die Herstellung, den Betrieb und die Anwendung der Geräte wesentlich sind.<sup>33</sup>

Selbst die flüchtigste Übersicht zum Thema Kommunikation und Gemeinschaft würde einseitig ausfallen ohne einen Hinweis auf das Buch *Nationalism and Social Communication* von Karl W. Deutsch,<sup>34</sup> ein Buch, das es für die kommunikationsphilosophische Forschung der Gegenwart unbedingt wiederzuentdecken gilt. Wie Tönnies unterscheidet Deutsch zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, wobei aber in der von ihm eingeführten begrifflichen Gegenüberstellung die Dimension der Kommunikation eine weitaus explizitere Rolle spielt, als dies bei Tönnies der Fall war.<sup>35</sup> Deutsch verpflanzt den kommunikationstechnischen Ausdruck Komplementarität in den Bereich der sozialen Kommunikation und definiert Gemeinschaften als Gruppen, deren Mitglieder sich durch mehrere, einander ergänzende, komplementäre Kanäle miteinander verständigen können.<sup>36</sup> Es sind die der vernetzten und mobilen Kommunikation innewohnenden Tendenzen der Multimedialität, welche den Ansatz von Deutsch heute wieder als besonders zeitgemäß erscheinen lassen.

---

<sup>33</sup> Walter J. Ong, *Orality and Literacy: The Technologizing of the Word*, London: Methuen, 1982, S. 136. – Weiteres zu Ong führe ich an in meinem Aufsatz „Historisches Bewußtsein im Informationszeitalter“, in Dieter Mersch und J. C. Nyíri (Hrsg.), *Computer, Kultur, Geschichte: Beiträge zur Philosophie des Informationszeitalters*, Wien: Passagen Verlag, 1991.

<sup>34</sup> Karl W. Deutsch, *Nationalism and Social Communication: An Inquiry into the Foundations of Nationality*, New York: John Wiley & Sons, 1953.

<sup>35</sup> Als dritten Begriff führt Deutsch hier den der „Kultur“ ein. Er schreibt: „‘Culture’ and ‘community’ can be used interchangeably because they describe a single complex of processes. When we say ‘culture’, we stress the configuration of preferences or values; when we say ‘community’ we stress the aspects of communication... There is no community nor culture without society. And there can be no society, no division of labour, without a minimum of transfer of information, without communication. Yet the difference between society and community is crucial.“ (*Nationalism and Social Communication*, S. 63 und 69.)

<sup>36</sup> Ebd., S. 69 ff.

## Information und Wissen

Auf die berühmten Zeilen von T. S. Eliot aus den frühen 1930er Jahren – „Where is the wisdom we have lost in knowledge? Where is the knowledge we have lost in information?“ – anspielend klagt John Naisbitt in seinem Bestseller *Megatrends* (1982): „Wir ertrinken in Informationen, aber hungern nach Wissen.“<sup>37</sup> Die Formulierung Naisbitts wurde, neben vielen anderen, von Vartan Gregorian in einer 1992 gehaltenen Rede aufgegriffen.<sup>38</sup> Gregorian kommt zu dem Schluß, daß die Bildungsinstitutionen von heute darauf bedacht sein müssen, „nicht bloße Informationen anzubieten, sondern deren Destillat, nämlich Wissen“.

Die Auffassung, daß „Information“ dem „Wissen“ gegenüber irgendwie minderwertig ist, ist keineswegs neueren Ursprungs. Obwohl das lateinische Wort *informare*, das sich zunächst auf das stoffliche Gestalten etwa von Stein, Holz oder Leder bezog, mit der Zeit auch die Bedeutungen „unterrichten“, „bilden“, „sich vorstellen“ annahm<sup>39</sup> – Ciceros *informare deos coniectura* wurde von Robert Estienne in seinem *Dictionarium Latinogallicum* (1552) als „imaginer en son esprit et conjecturer quels sont les dieux“ erklärt –, hatten „informare“ auf Italienisch, „informer“ auf Französisch und „to inform“ auf Englisch von Anfang an die Konnotation der Vermittlung eines lediglich partikulären Wissens. Vielleicht hatte hier ein anderes lateinisches Wort, *informis* – „unförmlich, formlos“, „häßlich“ –, zusammen mit dessen französischen und englischen Derivaten („informe“, „inform“), eine gewisse zufällige Wirkung. Information zu besitzen kam der Kenntnis miteinander möglicherweise nicht zusammenhängender Details gleich. Daher rührte der Gebrauch des Wortes „Information“ in kriminellen Anklagen und Gerichtsprozessen. Wenn auch John Locke in seinem *Essay Concerning Human Understanding* (1690) der Meinung sein konnte, daß „information“ mit „truth and real knowledge“<sup>40</sup> zu tun habe, scheinen die üblichen Wörterbuchdefinitionen, wie etwa die des *Oxford English Dictionary* („to impart knowledge of some particular fact or occurrence“), oder jene im *Larousse* („informer quel-qu’un de quelque chose“), oder eben die im Duden („Unterrichtung über eine bestimmte Sache“), durchaus das Wesentliche dieses Begriffs zu erfassen.

---

<sup>37</sup> John Naisbitt, *Megatrends: 10 Perspektiven, die unser Leben verändern werden*, Bayreuth: Hestia Verlag, 1984, S. 41.

<sup>38</sup> Siehe <http://www.cni.org/docs/tsh/Keynote.html>.

<sup>39</sup> Man bedenke auch die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Wörter *eidōs* und *idea*: „Muster“, „visuelle Form“.

<sup>40</sup> Vgl. Buch 3, Kapitel 10, Abschnitt 34.

So kann also Roszak in seinem *The Cult of Information* (1986) richtig darauf hinweisen, daß zur Zeit seiner Kindheit, kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, „Information“ ein langweiliges Wort war; es bezeichnete „unverbundene Fakten“ in Form „einer Zahl, eines Namens, eines Datums, eines Ortes“ und „gab Antwort auf eine konkrete Frage, die mit wer, was, wann, wo oder wieviel anfang“.<sup>41</sup> Mit Shannons und Weavers technischem Begriff der Information, beschrieben in *The Mathematical Theory of Communication* (1949), und mit dem Aufkommen von Computern wurde es auch zu einem irreführenden – und glorreichen – Wort. An Klärungsversuchen gibt es freilich keinen Mangel. Daniel Bell machte einen solchen Versuch, als er 1979 schrieb: „Unter Information verstehe ich Datenverarbeitung im weitesten Sinne; das Speichern, Auffinden und Verarbeiten von Daten wird zur wesentlichen Ressource allen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Austausches. ... Unter Wissen verstehe ich eine geordnete Menge von empirischen oder abstrakten Aussagen, die ein begründetes Urteil oder ein experimentelles Resultat darstellen, welche durch irgendein Kommunikationsmedium in systematischer Form an andere vermittelt werden.“<sup>42</sup>

Das bisher Gesagte läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß der Terminus *Wissen* im wesentlichen *Information im Kontext* bedeutet.<sup>43</sup> Nun ist

---

<sup>41</sup> Theodore Roszak, *The Cult of Information*. Deutsche Ausgabe: *Der Verlust des Denkens: Über die Mythen des Computer-Zeitalters*, München: Knaur, 1988, S. 16.

<sup>42</sup> Daniel Bell, „The Social Framework of the Information Society“, in M. L. Dertouzos und Joel Moses (Hrsg.), *The Computer Age: A Twenty-Year View*, Cambridge, MA: MIT Press, 1979, S. 168. – Vgl. Alvin Toffler, *Powershift: Knowledge, Wealth, and Violence at the Edge of the 21st Century*: „There are, of course, as many definitions of knowledge as there are people who regard themselves as knowledgeable. Matters grow worse when words like *signs*, *symbols*, and *imagery* are given highly technical meanings. And the confusion is heightened when we discover that the famous definition of *information* by Claude Shannon and Warren Weaver, who helped found information science, while useful for technological purposes, has no bearing on semantic meaning or the ‘content’ of communication. – In general, in the pages ahead, *data* will mean more or less unconnected ‘facts’; *information* will refer to data that have been fitted into categories and classification schemes or other patterns; and *knowledge* will mean information that has been further refined into more general statements. But to avoid tedious repetition, all three terms may sometimes be used interchangeably.“ (New York: Bantam Books, 1990, S. 18.) – Weniger hilfreich für unsere jetzigen Zwecke ist Dretskes wohlbekannte Unterscheidung: „Roughly speaking, information is that commodity capable of yielding knowledge, and what information a signal carries is what we can learn from it.“ (Fred I. Dretske, *Knowledge and the Flow of Information*, Oxford: Basil Blackwell, 1981, S. 44.)

<sup>43</sup> Für stimulierende Gespräche über Information und Wissen spreche ich Dr. Ferenc Tompa, Direktor für Telekommunikationspolitik, Westel Mobile Telecommunications, meinen herzlichen Dank aus.

es eine Standardbeobachtung, daß die Art von Information, die per Handy erfragt wird, charakteristischerweise ortsspezifisch und situationsspezifisch ist. Es leuchtet demnach ein, daß mobile Kommunikation nicht einfach Information zugänglich macht, sondern Information im Kontext: Wissen eben. Fünf Beiträge im vorliegenden Band widmen sich Fragen der Kognition und des Wissens. Valéria Csépe untersucht die Art und Weise, wie *Kinder* Handys handhaben, und zeigt, daß bei ihnen das sogenannte *prozedurale* – praktische – Lernen beziehungsweise Gedächtnis die Hauptrolle spielt, im Gegensatz zu den Erwachsenen, die explizite Regeln lernen und anwenden. Csépes Argument betrifft aber nicht nur einen partikulären Generationsunterschied bei der Wissensverarbeitung, sondern auch die prinzipielle Frage, ob denn in Zukunft eine allgemeine Veränderung von Lern- und Gedächtnismustern zu erwarten sei. Ähnlich der Aufsatz von Csaba Pléh, der von Merlin Donalds Theorie des *externellen Gedächtnisses* ausgehend die Hypothese aufstellt, daß die durch die mobile Kommunikation gegebene neue kognitive Umgebung zu einer Modifikation unserer mentalen Architektur führen, d. h. eine nächste Phase der menschlichen kognitiven Evolution einleiten könnte. Barbara Tverskys Beitrag analysiert die faszinierenden Wechselwirkungen zwischen verbaler und graphischer Darstellung innerhalb der mentalen Architektur, und weist auf die Rolle hin, welche graphische Darstellungen als kognitive Werkzeuge im kollektiven Denken der Gemeinschaft spielen. Der Aufsatz des Herausgebers geht von der Annahme eines ursprünglich stark bildhaften Charakters des menschlichen Denkens aus und untersucht die Frage, inwiefern sich bildhaftes Denken in einer multimedial-mobilen kommunikativen Umgebung vermitteln läßt. János Laki und Gábor Palló besprechen in ihrem Beitrag die entscheidende wissenschaftstheoretische Frage des Zusammenhangs zwischen Kommunikationstechnologie und wissenschaftlichem Inhalt und folgern, daß durch das Aufkommen mobiler Kommunikation in der Welt der Wissenschaft auch ein Umdenken in der Wissenschaftsphilosophie unumgänglich wird.

Die Reihe der Beiträge schließt mit einem Aufsatz über gewisse jüngste Veränderungen in den Bereichen *politische Gemeinschaften* und *politische Erkenntnis*. Die Wahlkampagne zu den ungarischen Parlamentswahlen 2002 hat zum ersten Mal gezeigt, welche neuen Trends sich in der europäischen politischen Szene infolge der allgemeinen Verbreitung des Mobiltelefons abzeichnen. Der Aufsatz von Endre Dányi und Miklós Sükösd ist sowohl empirisch als auch theoretisch ausgerichtet und liefert einen nuancierten und wesentlichen Beitrag zu dem Bild, das wir in diesem Band von der kommenden mobilen Wissensgemeinschaft zu zeichnen bemüht waren.